

# Am Rheinfall [Schluss]

Autor(en): **Speck, Georges**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574344>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Moslim wieder erwacht aus seinem langen Zauberschlaf und dich, den Müden, Abgehetzten aus dem Felde schlägt!

Schon vor Jahrhunderten galt das Wort: „Juden, Deutsche und Schweizer kommen überallhin.“ Solche, die ohne einen Klappen bezw. einen Para in der Tasche sich singend und sechtend die weite Welt anschauen wollen, die sich stolz „Orientkunder“ nennen und bei Christen und Mohammedanern sich zu Gäste laden, waren mir schon früher in Syrien und Aegypten begegnet; aber von einem anachronistischen Wikinger, der zu Fuß nach Jerusalem pilgert, hatte ich noch keine Spur gefunden. Hier im Herzen Kleasiens hörte ich von einem, den — einen tüchtigen Mechaniker — auch die glänzende Offerte, bei großem Lohn in den Werkstätten der Bahn zu bleiben, nicht davon abbrachte, ohne Geld und ohne jede Kenntnis der Gegend und der Sprache die Reise nach dem heiligen Grab fortzusetzen, wozu ihn sein heimatlicher Seelenhirt an den Ufern des Bierwaldstättersees wegen einer Uebertretung des zehnten Gebotes verdammt hatte. Die Sache klingt ganz mittelalterlich, für moderne Ohren unglaublich, und doch ist sie verbürgt. Ein deutlicher Beweis, daß die einstige Großmacht und die Sancta simplicitas noch gesinnungstüchtige Jünger haben.

Noch eines andern Vorfalles, der ebenso unscheinbar wie charakteristisch ist, sei hier zum Schluß gedacht. Am Vorabend unseres Abschiedes von Gski-Gehir, in dessen Nähe sich bekanntlich auch die größten Meeresschaumgruben der Erde befinden,

kam ein Eingeborener in unser Hotel, um rohbearbeitete Erzeugnisse seiner Kunst zum Kaufe anzubieten. Ich wählte einen Weisenkopf, in dessen archaischer Schnitzerei man mit Zuhilfenahme der Phantasie das gehörnte Haupt einer Gazelle erkennen konnte. Nachdem er mir in der bekannten Weltsprache mit Hilfe seiner Finger die Anzahl Pfaster, die er wünschte, genannt hatte, raunte mir ein zufällig anwesender Grieche in seiner Muttersprache zu, ich solle ihm nur die Hälfte geben. Ich gab ihm aber, da der verlangte Preis sehr mäßig war, was er wünschte, und freudestrahlend steckte er's ein. Als er seine Hausreise beendet hatte, lief er nach Hause, und ins Hotel zurückgekehrt, klopfte er in später Stunde an mein Zimmer und überreichte mir, indem er zum Zeichen des Dankes die Hand aufs Herz legte, einen schönen Klumpen Meeresschaum in einem seidenen Säckchen zum Andenken an den dankbaren Hasan in Gski-Gehir. Wie wenig gehört doch dazu, um diesen großen Kindern der Natur, die ja so sehr daran gewöhnt sind, von den „Gfendis“ schlecht behandelt zu werden, eine Freude zu machen! Solche edle Charakterzüge versöhnen uns mit manchem abstoßenden Zuge, den jahrhundertelange Bedrückung und eine geisttötende Religion dem armen Volke aufgeprägt haben. Möchte die Zeit nicht mehr ferne sein, da diese Völker auch die Segnungen einer gesunden europäischen Kultur genießen können, ohne ihre guten Eigenschaften zu verlieren!

Dr. Carl Camenisch, Chur.

## Am Rheinflall.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert von Georges Speck, Schaffhausen.

(Schluß).

Hamann fuhr auf. Konnte er da leben? Und seine gefolterte Seele schrie: „Nein!“ Zwar, hinten lag der große Klostergarten, und dort war der treue Pankrätius. Ja, der Baumgarten mit den blumigen Wiesen war schön, und der alte Pankrätius war gut. Aber dennoch . . . Und hinten ging der Strom grün und still und ruhig. Aber der Fall war nicht da, mit seinem Gesang. Da lag er die ganze Nacht wachend in seiner Zelle und horchte auf das Lied des Falles. Und auch sonst war alles anders. Er war eingekleidet und mußte in der Kanzlei arbeiten. Er war vielleicht Abt und mußte ernst und streng den Vorteil des reichen Stiftes wahren. Er mußte den Frommen als der Frömmste ein Vorbild sein. So hatte er keine Zeit, in den Garten zu gehen, wo der treue Pankrätius brummend die Bäume putzte. Und der Strom, der Garten und alles dies, das machte ihn nur traurig, wenn er einmal dorthin kam; denn es würde in ihm eine grenzenlose Sehnsucht erwecken.

Wie konnte er leben, da man ihm die Luft entzog und sie mit Weihrauch schwängerte? Wie konnte er der Frömmste der Frommen sein, da man ihm seinen Gott, die Natur, nahm? Die Natur war sein Gott . . . ja . . . und die Herrin, die Herrin!

Er preßte die Stirne mit beiden Fäusten. Er würde dort zugrunde gehen, langsam und qualvoll dahinziehen!

Er schlug sich heftig an die Stirne. Sollte er gehen? . . . Oder bleiben? Bleiben! Er fühlte erst jetzt, wie er mit jeder Faser an dem Strome, dem Brunnen im Hofe, der Linde, den Feldern, dem Walde hing. Oder, eigentlich . . . Ja, das war ja alles die Herrin, nur die Herrin!

Und wenn er blieb, was wollte er hier tun? Die Herrin war gut, so gut. Aber ob sie ihn liebte? Sie wußte ja seine sündigen Gedanken nicht. Und sie war

fromm. Sie würde es nicht wünschen wie der alte Klueger, nicht dulden, daß er sein Gelübde brach, da sie geschworen hatte, ihn zu hüten!

Und dann war da sein großer Pate, der Abt Johannes Peyer. Er hatte ihn gehalten wie ein Kind und ihn geliebt, mehr, wie ein Klostermann lieben darf! Er hörte seine traurig sanfte Greisenstimme und sah sein edles Antlitz, in dem die alten Augen aufleuchteten, wenn er zu ihm von seinen Hoffnungen sprach.

Hamann richtete sich stöhnend auf.

Er würde hier in Sünd' und Schande leben, sich verzehren um die Herrin, und seinen Wohltäter dort, den würde er morden, wenn er bliebe! Also mußte er gehen!

„Gehen . . . gehen . . .“ murmelte er, und in seinem Innern schwoll ein ingrimmiger Trotz, ein namenloses Weh empor. Und beides verband sich zu etwas Schrecklichem, Ungeheuerem. Es wurde zur Furie.

Er lehnte wie gebrochen an der Mauer und kämpfte . . . kämpfte . . .

Es dauerte lange. Dann richtete er sich plötzlich auf: „Die Pflicht!“ sagte er laut und hart. Er ging nach dem Spind, worin das blaue Barett der Herrin lag. Da war auch die Kute. Er nahm die Kute heraus und legte sie auf das Bett. Dann kleidete er sich aus, bis er nackt da stand. Er strich sich prüfend über den Leib. Er war stark geworden. Aber das Fleisch war viel zu weich, zu schön. Er fühlte nach der Kute. Die war hart und die Dornen scharf.

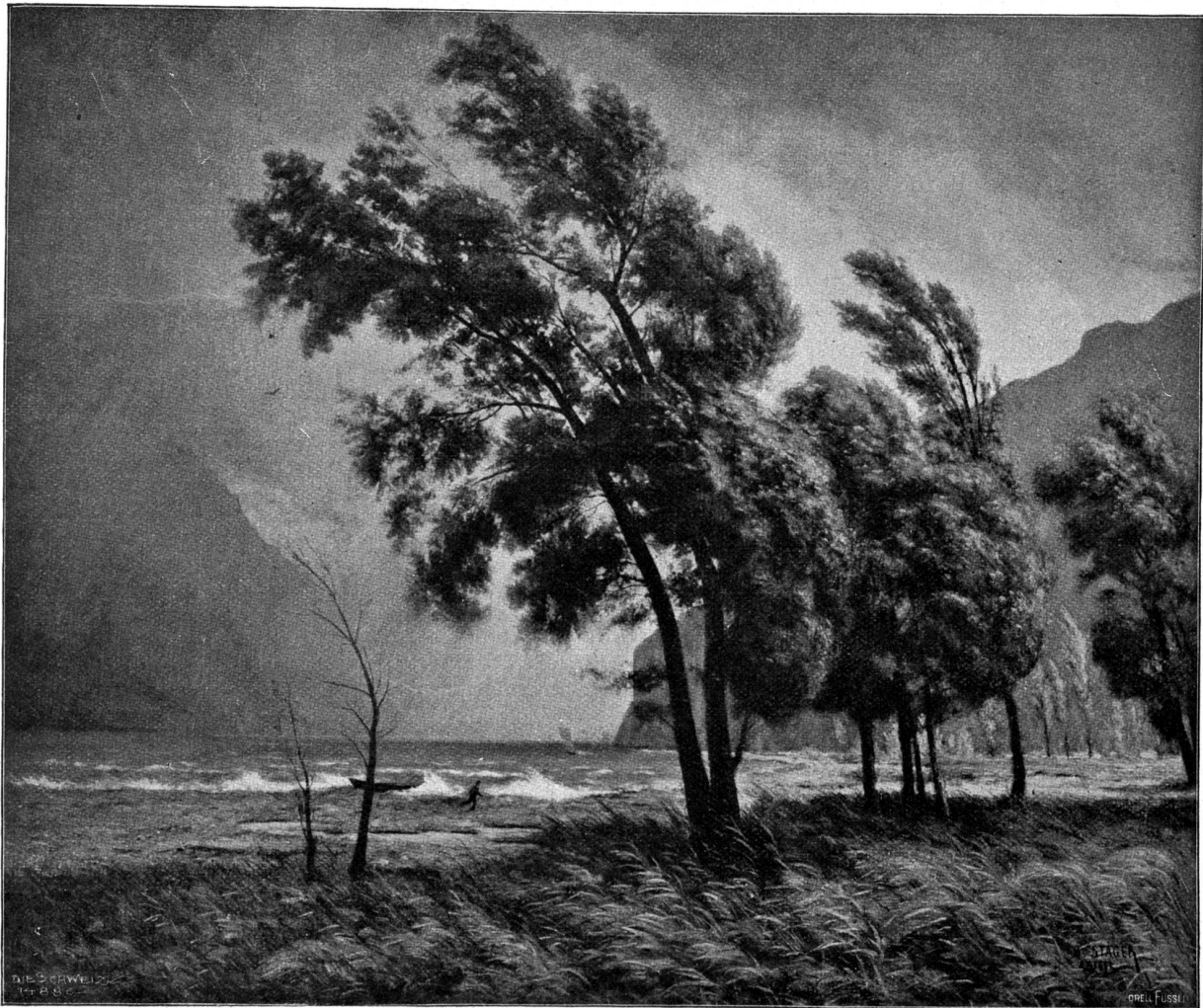
Plötzlich schlug er sich heftig über den Leib. In seinem Innern quoll etwas auf, das stolz und schmerzlich schien. „Die Pflicht, die Pflicht!“ murmelte er und schlug wieder zu, und dann wieder. Es tat weh. Hier und dort quoll das Blut hervor und schwälzte das Fleisch. Aber er biß sich auf die Lippen . . . „Die Pflicht . . .“





Fischerwand (Bernser Oberland).  
Nach Originalzeichnung von Emanuel Bürgy, Basel-München.





Sturm bei Aefelen. Nach dem Gemälde von Balz Stäger, Zürich.

Die Rute zischte durch die Luft. Es war ein schneidender Gesang, bei dem die Melodie des Stromes verstummte. Hamann geriet nach und nach in eine Art Raserei. Jeder Streich schien ihm eine Wollust, wie wenn man eine schmerzende Brust preßt.

Der Strom sang. Es regnete immerfort, still und stetig. Von dem Dache klang ein trippelndes Geklingel, und durch die geschlossenen Läden drang der feuchte Duft des Regens herein.

Sonst war alles still. Nur die Rute zischte durch die stille Finsternis und fiel mit einem knisternden, klatschenden Geräusche auf das nackte Fleisch, so lange, bis Hamann zusammenbrach — — —

Als der späte Herbstmorgen trüb und grau heraufdämmerte, erwachte Hamann, der den ganzen Rest der Nacht nackt vor dem Bette gelegen hatte vor Erschöpfung. Er stand mit Mühe auf, da seine Glieder in der kalten Morgenluft erstarrt waren. Sein Leib war matt und zerschlagen. Wenn er sich bewegte, fühlte er, wie die blutrünstige Haut mit einem zuckenden Schmerz aufbrach. Er kleidete sich an. Dann öffnete er das Fenster, das nach dem Strome schaute. Die ganze Welt schien

ein Grau. Ueber dem Strome dampfte träge der Nebeldunst. Aber die Wiesen waren von dem Regen frisch und grün geworden. Die vom Regen gewaschenen Steine glänzten vor Feuchtigkeit. Das Buschwerk, das bis hinunter an den Rhein zog, färbte sich bunt. Manchmal löste sich müde ein Blatt und fiel schwer auf die regenfeuchte, braune Erde, wo schon viele, viele Blätter lagen.

Ja, die Blätter fielen. Und der Fall donnerte dumpf und schwer seine gewaltige Melodie. Man konnte den Fall nicht sehen unter den Nebelmassen, die darüber wogten. Man hörte nur das dumpfe Donnern. Hamann hörte dem Falle zu und dachte bei seiner Musik über die Zukunft nach. „Tugend ist das Höchste, und die Tugend gebärt die Pflicht . . . die Pflicht!“ Es fror ihn, und sein Leib war völlig erschöpft. Aber diese Mattigkeit erschien ihm wie eine wohlige Erholung, da sie ihn stark machte. Der Kampf war noch nicht aus, noch lange, lange nicht! Er würde wieder beginnen, wenn sein Blut wärmer wurde und wenn die dunkle Nacht kam. Hamann sah auf die Rute, die am Boden lag. Die Dornen waren blutig. Er hob sie auf und legte sie in das Spind zurück.

Als dann die Herrin rief, ging er zum Morgenessen. Sie war blaß und hatte dunkelgeränderte, todtraurige Augen. Nachdem sie ihm die Milch in die Schüssel gegossen und das Brot geschnitten, setzte sie sich müde hin und sah ihn an. Sie saßen so eine Weile schweigend. „Eßt!“ mahnte sie herb. Er trank einen Schluck Milch und aß eine Krümme Brot. Nach einiger Zeit begann er langsam, mit ruhiger Stimme: „Ich muß mich wohl für die Zukunft vorbereiten.“ Frau Barbara faltete wie im Schmerze ihre weißen Hände, und ihr stolzes Haupt sank ein wenig tiefer. „Ich habe darüber nachgedacht,“ fuhr Hamann wieder ruhig fort. „Ich habe darüber nachgedacht und habe gefunden, daß ich ganz verwildert bin. Nur in der Tugend findet man Kraft zur Erfüllung seiner Pflicht. Es wird gut sein, wenn ich mein Fleisch mehr bezähme, um diese Kraft zu finden. Ich mühte — verzeiht, Herrin — ich möchte deshalb die kurze Zeit über, die ich noch hier bin, mich vorbereiten auf meiner Kammer, durch Fasten und Gebet.“

Er sah die Herrin an. Sie saß stumm da, und ihr Leib, der heute frauenhaft weich und reif erschien in seiner Mattigkeit, zitterte. Sie senkte ihr Haupt noch tiefer, und Hamann, der dies als eine Zustimmung betrachtete, ging still in seine Kammer zurück. Er blieb den ganzen Tag dort, ohne zu essen oder zu trinken, und mühte sich, zu beten.

Aber er mühte sich vergeblich. Er dachte nur an die Herrin. Und als die Nacht kam, wurden seine Sinne wieder heiß und begehrlieh. Da ging er langsam zu dem Spind. Er nahm die Rute heraus, entkleidete sich und geißelte sich dann wieder bis zur Erschöpfung — — —

So vergingen all die kurzen Tage und all die langen, langen Nächte. Hamann blieb in seiner Kammer, fastete und betete. Betete? Ach nein, es war eigentlich kein Gebet.

Er kannte nur eine Erholung, das Geißeln, und er geißelte sich mit einer wahnsinnigen Wollust. Sein Leib war schrecklich mager geworden von dem vielen Fasten, und er war schwächer als damals, da er auf Schloß Laufen kam mit seinem Paten. Aber die Leidenschaft blieb. Nach Wochen stellte sich der alte böse Husten wieder ein, der immer ärger wurde. An seinem Körper war nicht eine gesunde Stelle. Wenn er sich des Abends müde geißelt, sank er nackt auf den harten Boden vor seinem Bette und erwachte erst wieder, wenn sein von der Kälte erstarrter, wunder Körper von dem heftigen, krampfhaften Husten geschüttelt wurde. Er traf die Herrin nur noch selten, da er nie mehr aus seiner Kammer herauskam und ihr überall auswich. Und wenn er sie einmal zufällig sah, wagte er nicht sie anzusehen und blickte auf die Seite. Aber sie sah ihn an mit todtraurigen Augen und sah, wie er zusammensiel. Aber sie sagte nichts. Nur manchmal glühte in ihren dunkeln müden Augen ein fremdes Feuer. Die Diensteute hatten sie noch nie so stolz, ja hart gesehen, wie sie nun war. Sie fürchteten sich und taten eifrig ihre Pflicht. Die Knechte pfliffen nur noch drüben in ihren Ställen, und die Mägde summten in ihren Kammern leise ihre alten Lieder. Wenn zwei sich vergaßen und im Hofe lachten, brachen sie plötzlich ab und sahen scheu zum Fenster der Herrin hinauf.

Und doch war sie manchmal gut. Die alte Urs hatte es neulich selbst gesehen, wie sie das kleine Kind eines Hörigen auf die Arme genommen, es gehezt und geküßt hatte. Manchmal auch stand sie selbstverloren da und schaute irgendwohin. In ihren Augen brannte dann das fremde Feuer und auf ihrem Gesichte lag eine große Sehnsucht. Selbstvergessen stand sie dann da, und ihr ganzes Wesen, ihr Leib, ihre Glieder, alles drückte eine grenzenlose Sehnsucht aus, die Sehnsucht des Weibes, sich zu geben. Ihre Augen waren todtraurig und müd. Aber auf der stolzen Stirne lag ein eigener Reiz; ihre Formen schienen weicher, reifer zu werden, und auf dem ganzen Wesen lag der namenlose Reiz des reifen Weibes. Sie war noch nie so schön gewesen — — —

So war der Tag vor Allerheiligen gekommen.

Der Himmel sah nach Schnee aus, und den ganzen Tag brauten graue Nebel, füllte ein endloses Grau die Luft. Es war naßkalt und trüb. Am Morgen hatte es den ersten Reif gehabt. Man sah noch jetzt, am Nachmittage, die Spuren davon auf den kahlen Zweigen, die trostlos in die graue Luft hineinwuchsen. Da und dort zitterte ein karminrotes Blatt wie ein bunter Wimpel an den kahlen Reifern, jederzeit bereit, langsam und müde auf den Boden zu fallen.

Es war still, ganz still. Der Hof, die Häuser, das ganze Schloß schien wie ausgestorben, lag da, wie von einem düstern Traum besungen. Die Stille machte bange, und die graue Leere der Luft, durch die hin und wieder mit schwerem dunkeln Flügelschlag geräuschlos ein Nabenzug zog, machte traurig, weckte eine dumpfe Schwermut, die sich dunkel auf die Seele legte und die Sinne trübte. Aus verlorener Ferne klang dann und wann ein Jauchzen herüber. Es mochte von den Feldern kommen, wo die Mägde die letzten Rüben ausgruben. Das Jauchzen drang mühsam durch die graue dicke Luft, die kaum davon in Bewegung kam. Es war, als werfe man einen harten Gegenstand in einen Kessel voll flüssigen Bleies. Die Knechte waren im Walde, um Holz zu fällen. Man hörte manchmal einen matten Axtschlag. Die Töne blieben in der schweren grauen Luft stecken; sie versanken darin wie ein dumpfer Seufzer.

Hamann saß am Fenster seiner Kammer, das auf den Strom hinausging. Er saß nun schon den ganzen Tag so, trotzdem ihn froh, und starzte auf den Strom. Er sah aus wie ein Sterbender und war so schwach, daß er kaum sitzen konnte. Seit drei Tagen hatte er nichts mehr gegessen. Er war todmüde vor Schwäche, und sein Leib, der vor kurzem noch so stark gewesen, war zart wie ein junger kranker Mädchenleib. Die Rute schlotterte in weiten Falten um die abgekehrten Glieder wie ein Totenhemd. Sein Gesicht zeigte eine durchsichtige Blässe, und der festgeschlossene, herbe Mund hatte dünne, farblose Lippen. Aber die Augen glühten düster. Wenn man diese Augen ansah, vergaß man den durch die Askeje geschundenen Leib.

Er sah so zum Fenster hinaus, vor Kälte zitternd. Draußen zog kahles Buschwerk bis an den Rhein hinab. Ganz unten hingen müde Weiden traurig in den Strom. Von den Hammerwerken herüber klang ein mattes Pochen und Klängen. Hinten zogen kahle Wiesen den Berg hinan. Weiter hinten starrten kahle Bäume in die Luft. Die nackten Aeste waren trostlos, und die starken braunen

Stämme schienen sich dort zusammenzudrängen, wo sie in der Ferne in einer blassen violetten Dämmerung, im Nebelgrau des trüben Herbsttages versanken.

Der Strom zog graugrün, langsam und schwer daher. Die Wasser stießen müde an die Riffe, gingen schneller und schossen plötzlich unhaltbar und kraftlos den Fall hinunter. Er sang sein altes Lied. Aber es klang heute in der frostiggrauen Luft freudlos, dumpf und schwer. Hamann sah nach dem Falle, und auf seine Seele legte sich eine dumpfe Angst. Die Wasser gingen dumpf und schwer nach der Tiefe. Es war ihm, als sehe er ein unabwendbares Schicksal, das sichtbar, mit dröhnenden Schritten langsam und schwer daherkam und vor dem es kein Entrinnen gab. Er sah nach dem weiten Becken, wo sich die Wasser träge sammelten, mit müdem Atemzuge an das Ufer schlugen und dann langsam nach der grauen Ferne zogen, irgenbwohin . . .

Das Lied des Falles schien ihm ein dumpfes Requiem, und der Strom, der so dunkel und müde nach der grauen Ferne zog, schien ihm ein Heimatloser, der mit müden Schritten und einer grenzenlosen Traurigkeit im Herzen einem unbestimmten Etwas entgegenging. Und er fühlte plötzlich einen heftigen Schreck. Es war ihm, als sei das alles der Tod und er schon halb gestorben. Er schaute nach dem festen Inselchloffe Wörth, das stumm und düster aus den grauen Wassern emporstieg. Das Schloßchen schien wie ausgestorben, und die graue Luft schien ein gefräßiges Ungeheuer, das den Strom, das Schloßchen und alles verschlang. Da flatterte plötzlich etwas von den Zimmern. Er schaute aufmerksam hin und sah, wie man bunte Tücher hinausging mit dem Wappen des Klosters Allerheiligen. Der alte Gälzer rüstete sein Schiff und schmückte es mit Blumen und grünem Reisig.

Es war der Tag vor Allerheiligen. Wie konnte er das vergessen! Heute kamen die Klosterleute. Ja . . . Und da mußte er gehen . . . gehen . . . War er bereit? Er hatte gefastet, gebetet, sich gezeihelt . . . um nichts!

Er schlug die Hände vor sein Gesicht, und es faßte ihn eine namenlose Angst. War er bereit?

„Die Pflicht!“ murmelte er. Er horchte nach der Kammer der Herrin, aus der ein leises Geräusch herüberdrang, ein trauriger Ton, von dem man nicht wußte, was es war. „Die Pflicht . . .“ stammelte er. Er fiel auf die Knie und betete:

„Du heiliger Gott . . .“ Aus der Kammer der Herrin herüber drang wieder ein Geräusch. Es klang jetzt ganz deutlich wie ein schotterndes Schluchzen. „Du heiliger Gott . . .“ stammelte er. „Gib mir Kraft . . . mir Kraft . . . und den Frieden! Ich will allem entsagen und nur dir gehören. Du großer Gott, du herrlicher Gott, ich liebe dich, nur dich . . .“ Er log. Aus der Kammer der Herrin klang ein verhaltenes Schluchzen, und der Fall schien immer zu singen: „Barbara!“ Hamann schüttelte ein Fieber. „Ich habe gelogen,“ murmelte er. „Was kann ich dafür, daß ich nicht nur dich liebe, Gott?“ sagte er trotzig. Dann sank er plötzlich zusammen, voll Angst. „Gib mir Kraft, du Allmächtiger . . . Nur heute . . . heute . . . Was soll ich dir sagen? Du, der alles weiß, du siehst meinen Kampf; er ist hart und ehrlich. Erbarme dich meiner . . . erbarme dich deines Knechtes! Laß mich ein würdiger Diener sein! Bist

du nicht groß und gut? Ich . . . ich . . .“ Er konnte nicht mehr denken. Die Brandung ächzte: „Ba—ar—bara . . . Ba—ar—bara!“ und der Fall sang, brüllte: „Ich liebe dich . . . Ich liebe dich!“ Und aus der Kammer drang das Schluchzen der Herrin.

„Der Geist ist willig, Herr; aber das Fleisch ist schwach!“ murmelte er traurig. „Aber ich will, Herr . . . Ich will . . .“ rief er verzweifelt. Das Fieber rüttelte heftiger an seinem kranken Körper. Er warf die Kute von sich, sodaß er nackt dalag. Man sah den abgezehrten Leib, der über und über bedeckt war von blutrünstigen Wunden. Er kroch auf sein Bett zu, an dem die Kute hing: „Ich will dein sein, Herr . . .“ Da sauste der erste Schlag hernieder . . . dann der zweite . . . Eine der schwärenden Wunden brach auf und blutete. Er biß die Lippen zusammen. Seine magern Kinderarme schienen plötzlich stark zu werden und führten stetig und kraftvoll die Kute. Sein ganzer Leib blutete. Aber der Strom sang: „Ich liebe dich . . .“, und sein Blut sang: „Ich liebe dich . . .“

Das Schluchzen war verstummt in der Kammer der Herrin. Aber es war, als ginge jemand in unsicherer Angst vor der Türe auf und nieder. Die Kute sauste durch die Luft und fiel klatschend nieder auf den Leib. Und Hamann sang wie wahnsinnig im Takte dazu: „Ich liebe dich, Barbara . . . Warum willst du nicht, mein Gott? Barbara, ich liebe dich!“

Die Schritte draußen verstummten, und eine unsichere Hand öffnete langsam die Tür.

Es war die Herrin. Sie hatte rote Lider und bleiche Wangen. In den großen dunkeln Augen brannte das fremde Feuerlein, und unter dem weißen Mantel blühte der reife Frauenleib.

„Ich liebe dich, Barbara . . . Barbara, ich liebe dich . . .“ sang Hamann wie wahnsinnig. Er lachte und schlug immer zu.

Da kam die Herrin auf ihn zu. Die dunkle Angst, die sie hergetrieben, verschwand, und der Anblick erschreckte sie nicht; sie hatte das alles schon gewußt, geahnt. Ihre dunkeln Augen leuchteten, und es war, als sei etwas davon erwacht, was längst geschlafen . . . etwas Schönes! Vor ihrer Stirne war die Herrin verschwunden, da war nur das Weib. In ihren Augen, ihren Gliedern war das Weib erwacht. Sie kniete vor ihm nieder und sagte leise: „Hamann, Hamann!“ Da warf er die Kute fort und stammelte: „Ich liebe dich, ich liebe dich . . . Ich habe gekämpft . . . Aber Gott will nicht . . . Ich liebe dich!“

Er wollte zusammensinken vor Schwäche. Sie löste ihren Mantel und schlang ihre Arme um seinen blutenden, kranken Leib. Er spürte die Wärme ihres Busens und das schwellende Fleisch ihres Frauenkörpers. Und während sie sich umarmten, besaßen sie sich geistig, voll und ganz, rein und keusch. Er zitterte, und sie drückte ihn heftiger an sich, daß er nicht falle. Sie blieben so eine Weile. Dann ging ein Ruck durch seinen Körper. Er lächelte matt und murmelte: „Das ist das Leben, weißt du? . . . Das wahre Leben!“ Und in ihren Augen lag ein grenzenloses Bedauern darüber, daß sie nie gelebt, das wahre Leben nicht erkannt hatten. Sie küßte ihn, und während sie seine brechenden Augen schloß, murmelte sie trübe: „Was sich lieb hat, soll man nicht trennen . . .“





Jakob Schwyzer, Bannerherr von Zürich.  
Nach dem Bildnis (1564) von Tobias Stimmer in der  
Deffellischen Kunstsammlung zu Basel.

„Ho—o—hoo!“ schrie über den Strom der alte Gälzer. „Man ko—o—ommt . . . Se—eh—eht euch vo—o—or!“

Aber die Herrin hörte ihn nicht. Sie hielt den Toten in ihren Armen, als solle er an ihrem Körper erwärmen, und küßte ihn, als könnte er so gesund werden. Es war ganz still. Nur der Fall donnerte, immer . . . immer . . .

Sie legte den Toten, der leicht wie ein Kind war, auf das Bett und breitete ihren weißen Mantel über ihn hin. Dann setzte sie sich an seine Seite zur Totenwacht.

Vom Hofe herauf klang das Geräusch von vielen Schritten. Die Schritte kamen langsam die Turmstiege herauf und hielten vor der Kammer. Dann trat durch die noch offene Tür der Abt von Allerheiligen herein. Er hustete heftig, daß seine hohe, gebeugte Gestalt schütterte, und seine alten Augen sahen in bangem Schrecken nach der Herrin, die immer noch ruhig am Bette saß, die weißen Hände in ihrem Schoße gefaltet.

„Herrin,“ begann er, und seine traurig sanfte Greifenstimme zitterte. „Herrin, wo ist Hamann . . . Hamann?“

Da schaute die Herrin langsam auf und deutete schweigend nach dem Toten. Der Greis stand eine Weile stumm. Dann faltete er die Hände, beugte sein greises Haupt und sagte leise und traurig: „Dein Wille geschehe, Herr! Ich glaubte es gut zu machen; doch du hast es anders beschloffen, weil ich mein Herz zu sehr an ihn hängte . . .“ Er ging langsam auf das Bett zu und hob den weißen Mantel der Herrin, der den Toten deckte. Da sah er den blutigen, zerschundenen Leib, und ein Weinen unterdrückend, sagte er langsam und nachdenklich: „Er war ein Heiliger . . .“

„Er war es,“ murmelte die Herrin und war traurig darüber, daß er es gewesen. Zu was soll es Heilige geben in der Welt? Das Leben brauchte keine Heiligen, es braucht nur echte, reine Menschen!

Der Abt ging vor die Türe hinaus. Dann kam er wieder herein mit sechs Mönchen, die eine Tragbahre trugen. Die Bahre war mit späten Ästern und Nesselblättern geschmückt, zu Ehren des Konventualen. Sie legten den Toten darauf und trugen ihn schweigend in den Hof hinunter.

«Re-e-quiem!» sang eine dumpfe, traurige Stimme. Und indem sie zum hintern Tore hinaus nach dem Strom hinunter zogen, sangen die andern im Chore mit langen, mystisch dunkeln Tönen: «Requiem aeternam dona eis, domine, et lux perpetua luceat eis. In memoria aeterna erit iustus: ab auditione mala non timebit . . .»

Der Gesang verklang in der Ferne. Die Töne schienen in dem beginnenden Nebel stecken zu bleiben und drangen nur als ein dumpfes Summen herauf.

In der Kammer blieb ein schwacher Duft von Nesselblättern zurück. Die Herrin trat an das Fenster und schaute hinunter nach dem Strome, wo eben das bekränzte Schiff der Klosterleute abstieß.

Das Schiff fuhr langsam in den grauen Nebel hinein, der über dem Wasser aufstieg. Die Mönche sangen noch immer. Das Schiff fuhr langsam über den Strom und versank nach und nach mit dem dunkeln Schatten

des Schöpfchen Wörth in dem zunehmenden Nebel. Die Luft wurde noch frostiger, und der Nebel und die Dämmerung verschlangen nach und nach den Wald, den Strom und das Schloß. Der Nebel fraß alles auf, wie ein gefräßiges Ungeheuer. Von der fernen Stadt Schaffhausen herüber wehte ein kalter Wind. Und mit dem Winde flutete in breiten, harmonischen Wogen das Geläute der großen Glocken von dem Kloster Allerheiligen durch das Schattenmeer der grauen Dämmerung herüber. Und all dies, die wachsende Dämmerung, der donnernde Fall, das Geläute der Glocken regte in der Seele ein traumhaftes Sehnsuchtsgefühl nach irgendetwas und machte traurig, unsäglich traurig.

Auch die Herrin war traurig, und ein grenzenloses Weh zog ihr Herz zusammen wie ein Krampf. Die Glockentöne schienen dumpfe Stimmen zu sein, die in dem scheußlichen Grau des Nebels ertrunken waren und fernher wie ein leises dumpfes Weinen klangen. Und während der Fall donnerte . . . immer . . . immer . . . und die Glocken weinten, lehnte die Herrin wie gebrochen an der Mauer und weinte bitterlich . . . . .

Aus dem Hofe herauf erscholl der Lärm der heimgekehrten Knechte und Mägde. Da faltete die Herrin vor Hamanns Bette still ihre weißen Hände. Dann ging sie langsam in den Hof hinunter. Der wehe Zug in den Mundwinkeln trat stärker hervor, und die Augen schienen dunkler und größer. Aber ihr Schritt war der Schritt der Herrin, und auf der reinen Stirne leuchtete die namenlose Güte des Weibes.

### In den zwei Bildnissen des Tobias Stimmer.

Schlicht und bieder stellt uns Tobias Stimmer in den beiden Bildnissen ein wackeres Ehepaar vor, den Bannervorträger der Stadt Zürich, Jakob Schwyzer, und dessen Gattin Elisabeth Lochmann. Sie stehen vor dunkelgraublauem Grunde; der rote Plättchenboden und das scharfe Seitenlicht weisen auf den Hausflur, wo die Beleuchtung dem Künstler ermöglichte, das Interesse an dem Porträt durch malerischen Effekt zu steigern. Stimmer liebt das starke Licht, das grell und spitz auf die Gesichter fällt und den Körper vom dunkeln Grunde abhebt. Er konturiert mit breitem, schwarzem Strich und bleibt leider von Fehlern in der Zeichnung nicht frei. Aber dennoch tragen seine Bildnisse die Kraft lebenswahrer Ueberzeugung in sich; er schildert frisch und wahr, ohne Schmeichelei, mit kräftigen Farben und unmittelbarer Auffassung. Er gibt den Charakter der Personen, die ruhige Ergebenheit des hochgewachsenen, überlegenden Mannes und das zielbewußte, bezübte Wesen der kleinen, corpulenten Gattin in fein empfundenem Gegensatz. Das Licht fällt von hinten seitlich ein und wird als Reflex zurückgeworfen, ein an sich interessantes Problem, das der Künstler aber nicht konsequent durchführt; die störenden Schatten läßt er einfach weg. Die Nuancierung der roten Kleidung des Mannes ist sehr geschickt variiert und durch die wenigen Schattenpartien von einheitlicher Gesamtwirkung. Ueberhaupt tritt das Licht überall belebend auf; hell läßt es den klaren Blick des Herrn aufleuchten und das frische, von blühender Gesundheit strotzende Gesicht der Dame aus dem sauberen Kopftuche lebensvoll heraus schauen. Die Hände sind schlecht gezeichnet, unrichtig in den Proportionen; aber Stimmer hat diesen Mangel aus der Schule des Hans Asper übernommen und ihn auch in späteren Jahren nie ganz zu tilgen vermocht. Charakteristisch für ein starkes Selbstbewußtsein und tüchtiges Hausregententum ist die resolute Haltung der Dame, intimer das kleine Hündchen, das sich an das Kleid anschmiegt, während die sorgfältig zusammengelegten Handschuhe die Würde des großen Momentes



Elisabeth Lochmann, Jakob Schwyzers Gattin.  
Nach dem Bildnis (1564) von Tobias Stimmer in der  
Öffentlichen Kunstsammlung zu Basel.